



RUDOLF HÄUSER

DACHAU 1945

LETZTE TAGE IM KZ

EVAKUIERUNG

F L U C H T

Rudolf Häuser

DACHAU 1945

**Letzte Tage im KZ –
Evakuierung – Flucht**

**Herausgegeben vom
Dokumentationsarchiv des österreichischen
Widerstandes**

Wien 1995

© 1995 by Dokumentationsarchiv des österreichischen
Widerstandes, Wipplingerstraße 8 (Altes Rathaus),
A-1010 Wien

Printed in Austria
Hersteller: Plöchl-Druckgesellschaft m. b. H. & Co. KG.,
A-4240 Freistadt

ISBN 3-901142-23-1

Vorwort

Im April und Mai dieses Jahres ist nicht nur der 50. Jahrestag der Niederrichtung Hitlerdeutschlands und der Wiedererrichtung der Republik Österreich, sondern wir gedenken auch der Befreiung von Dachau, Mauthausen und anderer Konzentrationslager. Diese Befreiung kam für viele Häftlinge zu spät; nicht wenige kamen in diesen Wochen bei Evakuierungsmärschen oder auf der Flucht ums Leben. Einer der glücklich Überlebenden war der österreichische Dachauhäftling und spätere Vizekanzler Ing. Rudolf Häuser. Sein nüchtern-sachlicher Bericht über die letzten Tage im Konzentrationslager Dachau, über Evakuierungsmarsch und Befreiung verdient der Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden.

Daß Rudolf Häuser Häftling in einem hitlerdeutschen KZ wurde, war alles andere als ein Zufall. Als junger Gewerkschaftsfunktionär hatte er an der Seite Friedrich Hillegeists mit ganzem Einsatz dem Nationalsozialismus entgegengewirkt und für Österreichs Unabhängigkeit und Demokratie gekämpft. In der faschistischen "Volksgemeinschaft" war für freie Gewerkschafter, bewußte Österreicher und Demokraten wie Rudolf Häuser kein Platz. Tod, KZ und Gefängnis war ihr Schicksal.

Rudolf Häuser gehört zu jener Generation von bedeutenden Österreichern und Österreicherinnen, die, von den Erfahrungen der NS-Zeit zutiefst geprägt, Österreich nach 1945 aufbauten und dieses Land aus Not, innerer Zerrissenheit und Instabilität zu Frieden, Wohlstand und Ansehen in dieser Welt führten. Als langjähriger Gewerkschaftsobmann und als Sozialminister hat er einen wichtigen persönlichen Beitrag zu diesem "österreichischen Weg" geleistet.

Der Rückblick auf 1945 und die schreckliche Zeit davor ist heute wichtiger denn je; denn 50 Jahre nach dem Ende der Nazi-diktatur sind die Errungenschaften der demokratischen Republik Österreich wieder gefährdet, und Kämpfer für eine "Dritte Republik" sind zur Machtergreifung angetreten. In diesem Sinn ist Rudolf Häusers Bericht eine Warnung vor jenen Zuständen, die uns als "ordentliche Beschäftigungspolitik" angepriesen werden und die wir nie mehr haben wollen.

Dr. Wolfgang Neugebauer
Wissenschaftl. Leiter des DÖW

Einleitung

Die Erlebnisse, Eindrücke und Empfindungen der letzten fünf Tage in Unfreiheit und im Bangen ums Überleben habe ich, wann immer ich dazu Gelegenheit hatte, stenographisch in einem kleinen Notizbuch festgehalten. Diese Aufzeichnungen habe ich nun mühevoll entziffert – die stenographischen Notizen waren nach vierzig Jahren auch für mich nur schwer lesbar –, transkribiert und überarbeitet.

Anläßlich meines Einsatzes als Zeitzeuge habe ich mich entschlossen, diese Erlebnisse und Erinnerungen – sie gehören körperlich und psychisch zu den schwersten meines Lebens und haben mein Denken und Handeln auf persönlicher, beruflicher und gesellschaftlicher Ebene im weiteren wesentlich beeinflusst – im vorliegenden Bericht niederzuschreiben.

Nicht Mitleid soll damit geweckt werden, noch weniger der Eindruck entstehen, daß wir Helden waren. Wie viele unserer Tausenden Schicksalsgenossen hatten wir nur den starken Willen zu überleben, wieder frei zu sein.

Dieser Wille gab uns die Kraft und war unsere Stärke.

Dachau rückt nicht mehr aus!

Heute, am 26. April 1945, ist das langerwartete Ereignis eingetroffen. Die Arbeitskommandos, die außerhalb des Lagers arbeiten, gingen nach dem Appell wieder auf die Blöcke. Dachau rückt nicht mehr aus!

Seit Tagen schwirren Gerüchte herum: die Amerikaner sind nach Augsburg, Ingolstadt, Donauwörth, ja bis südlich von München vorgestoßen, Panzerspitzen sogar nahe an Dachau herangekommen – was ist Wahres daran?

Manches stimmte, doch das meiste war aus der Sehnsucht nach Befreiung gespeistes Wunschdenken. Wie wird die Befreiung aussehen? Werden wir sie erleben? Was wird in den letzten Tagen und Stunden mit uns geschehen?

Wir wußten von den teuflischen Plänen unserer Peiniger; Dachau wird evakuiert, hieß es. Aber es gab auch angenehmere, hoffnungsvollere Stimmen: Dachau wird dem Roten Kreuz übergeben, Dachau wird zur Freistadt erklärt und kampfflos geräumt, die SS wird über Nacht abgezogen... Die Ungewißheit ließ alle diese Spekulationen erblühen; Genaueres wußte niemand. Sorgen erfüllten uns: War der Kelch unseres Leidens noch immer nicht geleert? Was wird mit uns noch geschehen? Was werden wir noch alles durchhalten müssen?

Wir, ein kleiner Kreis von Genossen, haben uns seit Tagen, für manches seit Wochen, vorbereitet; nach all den Qualen, die wir jahrelang ausgehalten hatten, wollen wir auch die letzten Klippen überwinden. Wir waren zuversichtlich, wir würden es gemeinsam schaffen, denn wir wollten nicht untergehen, wir wollten leben!

Die Möglichkeit, daß es einige Tage nichts zu essen geben könnte, veranlaßte uns, Lebensmittel zu sparen. Das war für uns keine Kleinigkeit, hatten wir doch außer der Wassersuppe nur 140 Gramm Brot am Tag. Doch unser Wille war stärker als unser Hunger – und so ersparten und "organisierten" wir uns insgesamt fast 3 Kilo Brot.

Wir glaubten nicht an eine Evakuierung, trotzdem waren wir uns im klaren, daß wir uns auch für diesen Fall vorbereiten müssen. So taten wir alles, was für unseren Plan notwendig war – wir wollten uns durch nichts überraschen lassen. Hunderte Male hatten wir alles besprochen: im Falle einer Evakuierung wollten wir bei passender Gelegenheit fliehen, uns gegen die herannahende Front bewegen und dann warten, bis diese über uns hinweg ist.

"Dachau rückt nicht mehr aus." Das könnte die Bestätigung dafür sein, daß die Front tatsächlich nahe ist; das könnte aber auch die Voraussetzung für eine Evakuierung sein. Gestern ist vor der Kommandantur ein Schweizer CD-Wagen und einer vom internationalen Roten Kreuz vorgefahren; werden wir doch übergeben?

Es ist einer der üblichen Apriltage, 6 Uhr 15 früh. Wir spazieren die Lagerstraße auf und ab, es fröstelt uns, denn die Morgensonne hat noch wenig Kraft. Wir sprechen über das Tagesereignis – Dachau rückt nicht mehr aus. Plötzlich Motorengebrumm, eine kleine Gruppe amerikanischer Bomber überfliegt das Lager, geht im Sturzflug auf nahe Ziele beim Lager nieder, Bomben fallen, und mit heulenden Motoren steigen die Maschinen wieder in die Höhe. Die Verkehrsanlagen des Dachauer Bahnhofes wurden zerschlagen. Wir sehen das und freuen

uns, denn ohne Verkehrsverbindungen kann es keine Evakuierung geben. Seit zwei Tagen steht ein Zug mit 1.400 Juden am Lagergeleise, abfahrtsbereit; keine Maschine? Ist die Strecke nicht frei?

Tatsache ist, daß 1.400 arme Teufel seit 48 Stunden in den Waggons gedrängt sitzen, um auf ihre Evakuierung nach Tirol zu warten – oder geht es in eines der Vernichtungslager?

Vor zwei Tagen hat man versucht, "Prominente" – darunter Schmitz, Prinz von Parma, Leopold von Preußen u.a. – wegzubringen; die Autos sollen aber, bevor die Leute abgeholt werden konnten, von Tieffliegern angegriffen und unbrauchbar gemacht worden sein. Gestern abend wurden sie nun doch abtransportiert. Aber sieben Prominente sind nicht 30.000; und wenn Dachau evakuiert wird, dann doch auch Allach und die anderen Außenlager, also ca. 60.000 Menschen – und die 1.400 sitzen noch immer in den Eisenbahnwaggons und warten.

Das Lager zu Fuß zu evakuieren, das bedeutet 60.000 Menschen auf den Straßen – und der Verkehr? Die Tiefflieger? Der Gesundheitszustand der Leute? Wir wollen und können daran nicht glauben; es wäre sinnlos und müßte zur Katastrophe führen.

Wollen die Verantwortlichen im letzten Moment noch einmal ihre Brutalität zeigen, wollen sie zum Schluß noch einige tausend Menschen in den Tod durch Erschöpfung führen?

Es erscheint uns so unvernünftig – aber die Jahre haben uns gelehrt, daß wir bei ihnen nicht auf Humanität rechnen dürfen, daß wir immer auf alles gefaßt sein müssen; sie haben Brutalität und Vernichtung auf ihr Banner geschrieben.

Der letzte Tag im Lager

8 Uhr 30. Ich erfahre von einem Blockschreiber, daß das Lager um 16 Uhr 30 zum Abmarsch antreten soll; also werden wir doch zu Fuß evakuiert. Wieder ein Gerücht? Oder die Wahrheit? Wir wollen es noch immer nicht glauben. Aber wir sind bereit.

9 Uhr. Der Stubenälteste verlautbart, daß das gesamte Lager um 11 Uhr 30 abmarschbereit am Appellplatz antreten muß. Mitzunehmen sind: zwei Decken, Eßgeschirr und Löffel; das Mitnehmen von Privatsachen bleibt dem einzelnen überlassen. Es ist also Tatsache: "Dachau marschiert!"

Noch gibt es Stimmen, die damit rechnen, daß die Amerikaner noch rechtzeitig kommen werden, daß alles nur eine Scheinanordnung ist. Doch jetzt heißt es nicht mehr, auf ein günstiges Schicksal zu hoffen. Jetzt heißt es, sich vorzubereiten. Der größte Teil der Leute ist ruhig, und doch hört man aus allen ihren Reden, daß es nur eine scheinbare Ruhe ist. Pläne werden geschmiedet, Ratschläge erteilt; doch wer erst jetzt überlegt, Verbindungen sucht, ist zu spät dran.

Wir beschließen, was wir mitnehmen: so wenig wie möglich; vor allem alles Eßbare, was wir haben und auftreiben können. Hans bringt uns eine Fleischkonserve, Kondensmilch, Kunsthonig und Margarine; die übliche Küche ist um einiges ärmer geworden. Wir haben drei Brote und drei Kilo Bohnen; Leo bringt Rauchwaren, die wir vielleicht später eintauschen können. Wenn wir sparsam sind, reicht es für sechs Tage aus.

Ich nehme nur eine Decke, Rasier- und Toilettezeug, Eßgeschirr, Verbandzeug und einmal Wäsche zum Wechseln. An

Privatem nehme ich nur die Briefe, die ich von zu Hause erhalten habe, und ein Notizbuch. Das große Buch, in dem ich so viele wertvolle Aufzeichnungen gemacht habe, muß ich leider zurücklassen. In Eile schreibe ich noch ein paar Zeilen an meine Lieben und die Adresse hinein – man kann nie wissen, was passiert, und vielleicht schickt ja jemand das Buch nach Hause. Der Rucksack ist trotzdem schwer geworden, aber es kann jetzt nichts mehr zurückgelassen werden.

10 Uhr 30. Wir wollen uns noch ein bißchen ausruhen, denn wir werden es brauchen. Zum letzten Mal liegen wir auf unseren "Betten" – fünf Menschen auf drei Matratzen. Wo werden wir morgen und die nächsten Tage liegen? Werden wir uns nicht zurückwünschen in dieses Lager voll Leid und Qualen? Nein, ich will nicht an das Vergangene denken, obwohl die Gedanken immer wieder zurückeilen und dieses oder jenes Bild des Lagerlebens in Erinnerung rufen. Nein, nicht zurück, vorwärts will ich schauen – aber leider gibt es dabei zu viele Unbekannte, zu viel Ungewisses. Ich denke an zu Hause, ich möchte ihnen zurufen, daß nun bald die Stunde der Entscheidung schlägt, daß ich noch mehr als bisher meine ganze Kraft zusammennehmen will, um alles zu überstehen, wenn es sein muß, mit letztem Einsatz im Kampf. Ich will wieder frei sein, das ist der Leitgedanke aller Überlegungen; mit Ruhe, Besonnenheit und Wagemut muß es gelingen. Noch eines bedrückt mich: seit eineinhalb Monaten weiß ich nicht, was mit meinen Lieben in Wien los ist. Die Stadt ist Kriegsschauplatz gewesen und wurde vorher noch bombardiert. Werden sie es überlebt haben, werde ich alle gesund wiedersehen? Man muß das Beste hoffen, wenn man nicht zusammenbrechen will; nein, ich will leben, es wird, es muß alles gut

enden. Jetzt brauche ich fürs erste meine ganze Kraft.

Nach dem Mittagessen – es gibt ausnahmsweise Bohnen, das Abschiedsgeschenk von Dachau – wird um 12 Uhr angetreten. Das gesamte Lager, mit Ausnahme des Reviers und der lagernotwendigen Innenkommandos, ist abmarschbereit. Aus den angetretenen Blöcken werden sämtliche Deutsche, dazu zählen wir und die Luxemburger, herausgenommen. Die Russen, Italiener, Bulgaren, Rumänen, Ungarn und einige hundert Juden werden in Marschgruppen zusammengestellt. Die erste Gruppe, die abmarschieren soll, zählt 8.500 Mann.

Wir bekommen Marschverpflegung für zwei Tage: 280 Gramm Brot, 30 Gramm Margarine, 150 Gramm Käse und eine Fleischkonserve. Wir sind überrascht, wir haben nicht mit soviel gerechnet. Unsere Genossen, die hierbleiben müssen, versorgen uns noch mit Socken, einzelnen Kleidungsstücken und sonstigen brauchbaren Sachen. Hans gibt uns noch 30 RM. Wir haben jetzt alles, was wir brauchen.

So stehen und sitzen wir bis 20 Uhr 45; noch einmal kommt Leo und bringt uns warmen Tee; es ist ergreifend, wie sie sich um uns sorgen. Sie wissen um unsere Absicht, sie raten uns, nicht die erste Gelegenheit als die beste zu wännen. Dann nehmen wir Abschied. Werden wir uns wiedersehen? Wir alle wollen es gut machen und uns auf keinen Fall nach Tirol (ins Ötztal) verschleppen lassen.

Dachau marschiert

Vor uns liegen ca. 160 Kilometer Fußmarsch, Strapazen, Hunger, Krankheit, Schikanen und – wenn wir das Ziel erreichen

sollten – neue Fronarbeit, neue Qualen, vielleicht noch ärgerer Hunger und eine bange Frage: Was werden unsere Peiniger am Schluß, wenn sie auf engsten Raum zusammengedrängt werden, mit uns machen? Unser Plan ist gefaßt: Wir wollen nicht mehr mitmachen. Wir werden ihn mit Vorsicht und gut überlegt durchführen; denn wir wissen, was uns bevorsteht, wenn er mißlingt. Dennoch gibt es für uns keine andere Wahl, wir müssen es wagen, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen.

Das Lager Dachau wird aufgelöst, der erste Marschblock setzt sich in Bewegung. Wird die Zeit reichen, um alle zu evakuieren? Wir gehören zum 2. Marschblock – 1.000 Mann. Um 21 Uhr 20 marschieren wir durchs Jourhaus, zum letzten Mal heißt es "Mützen ab".

Dachau liegt hinter uns. Was liegt vor uns?

Wir drei, Ernst, Mentl (Klemens) und ich, marschieren in der vierten Hundertschaft, mit uns viele Genossen aus Österreich; fast sieht es so aus, als hätte hier zusammengefunden, was zusammengehört.

Als Bewachung – wir haben diesem Problem mit großem Interesse entgegengesehen – erhält jede Hundertschaft sechs SS-Leute mit Karabinern, einen Zugführer und drei SS-Leute mit Spürhunden zugeteilt. Wir sind also sehr gut bewacht. Aber ein Teil der Bewachungsmannschaft trägt sein Gepäck selbst, sie werden daher auch müde werden. Jetzt heißt es, die besseren Nerven zu bewahren. Der Zug geht langsam und bleibt oft stehen, was noch mehr ermüdet. Nach kaum einem Kilometer sehen wir die ersten Kameraden am Straßenrand liegen; einer stöhnt fürchterlich, hat vermutlich einen Herzanfall – wird er es überleben?

Dachauer Zivilisten, die einzelne Häftlinge von den Arbeits-

kommandos kennen, rufen, Tränen in den Augen, ein letztes Lebewohl zu. Die Wachmannschaft schreitet scharf dagegen ein. So geht der Elendszug in Richtung Allach und schwenkt bei Eschersfeld ein. Wir legen etwa zweieinhalb Kilometer in der Stunde zurück. Vor Eschersfeld wartet auf einem Rad eine Zivilarbeiterin, die mit Ernst zusammengearbeitet hat. Sie will ihm helfen. Da er die vorgeschlagene Hilfe ablehnt – er will bei uns bleiben –, holt sie von zu Hause zwei wichtige Sachen: eine Landkarte von der Gegend, in die wir marschieren, und Zünder. Sie bringt auch Erfrischungen mit und macht uns mit den neuesten Nachrichten vertraut. Die junge Frau hat es prächtig verstanden, sich so zu verhalten, daß sie und nicht wir auffallen. Das erste Wagnis ist gut überstanden.

Nach etwa zweieinhalb Stunden bleiben wir ca. eine halbe Stunde auf der Straße stehen; viele legen sich nieder, sie sind schwach und müde. Der Rucksack drückt, der Durst quält, der Elendszug geht weiter, immer wieder Leute verlierend, die nicht mehr weiterkönnen. Wir sind erst wenige Stunden unterwegs, wie soll das weitergehen?

Um 2 Uhr 30 passieren wir Pasing; unsere erste Etappe soll bis Starnberg gehen.

Die einflußreicheren SS-Leute, vor allem die Block- und Rapportführer, haben ihr Gepäck auf große Wagen geladen, die von unseren Kameraden gezogen werden. Wenn es zu langsam geht, weil die Armen müde sind, werden sie angeschrien, gibt es Schläge, selbst mit dem Karabinerkolben. Der Zug bewegt sich langsam weiter, leichter Regen fällt auf unsere müden Körper.

Als die Morgendämmerung des 27. April vom Osten hochsteigt, ist unser Hundert-Block weit auseinandergezogen.

Viele Kameraden, die nicht mehr weiterkönnen, liegen im taufeuchten Gras neben der Straße, erschöpft, am ganzen Körper vor Kälte zitternd; völlig heruntergekommene Menschen, die rasten, den Rucksack ablegen, eine Stunde schlafen wollen. Es ist ihnen völlig gleichgültig, was mit ihnen geschieht. So wollen sie uns haben.

Bis zum Ende des Marschblocks können die Armen verschlafen, dann werden sie rücksichtslos hochgerissen und unbarmherzig weitergetrieben. Nur, wer wirklich nicht mehr weiterkann, wird auf einen Wagen gelegt und gefahren; aber ihre Zahl wird immer größer, der Wagen kann sie nicht mehr alle aufnehmen, die Katastrophe nimmt ihren Anfang.

Es geht durchs Wurmtal in Richtung Starnberg.

Die Orte, durch die wir jetzt marschieren – es ist ja nur noch ein Dahinschleichen, denn wir legen kaum mehr als eineinhalb Kilometer in der Stunde zurück – sind voll mit Menschen. Sie wissen bereits, was sich hier bewegt; vor allem sind, wie wir erfahren, schon 18.000 unserer Leidensgenossen aus Allach vorbeigekommen. So zeigt der Nationalsozialismus sein wahres Gesicht über Gefangenenbehandlung; es wird nun in aller Öffentlichkeit sichtbar. Wie wird es aufgenommen?

Viele, viele Menschen stehen mit Entsetzen in den Augen neben der Straße und können es nicht fassen, was hier geschieht. Nicht selten sieht man weinende Frauen. Wer von den Leuten unserer Bitte um Wasser nachkommt, wird in den meisten Fällen von der Bewachungsmannschaft brutal daran gehindert. Was brauchen wir nach bald zwölf Stunden Marsch auch Wasser? Wir können ruhig verrecken. Uns wird klar, daß dies eine neue Form von Massenvernichtung ist. Aber es gibt nicht nur mitleidige

Menschen, sondern auch solche, die achtlos, gleichgültig, in nicht wenigen Fällen verachtend an uns vorbeigehen. Sie sind fast immer recht gut gekleidet, ihr Habitus ist nur zu gut bekannt. Es sind die "Gestrigen", die noch immer nicht begriffen haben oder begreifen wollen, daß ihre Zeit vorbei ist. Sie stören uns nicht mehr, denn wir wissen, daß ihr System in wenigen Tagen der Geschichte angehört. Unser fester Glaube ist es, der uns stark macht; nur jetzt nicht schwach werden, wir müssen durchhalten, denn bald leuchtet uns die Sonne!

Es ist gegen 8 Uhr früh, wir sind einige hundert Meter hinter Gauting. Der Zug schleppt sich langsam dahin, wir können nicht mehr. Ein Hauptscharführer gibt den Befehl zum Lagern, es soll eine Stunde Rast geben. Wir fallen in das nasse Gras, von dem durch die ersten Sonnenstrahlen die Dunstwolken aufsteigen. Wir liegen noch keine 20 Minuten, da kommt der Befehl zum Weitermarschieren. Mühselig erheben wir uns; nach etwa 300 Metern folgt neuerlich der Befehl zum Lagern. Wir haben das Gefühl, daß es Kompetenzprobleme unter den Verantwortlichen gibt. Angeblich hat ein Hauptscharführer für die ganze Marschgruppe drei Stunden Rast angeordnet.

Es ist 9 Uhr, als wir uns in einer Waldlichtung an einem Berghang niederlassen. Sie wird von den Hundeführern und den Begleitmannschaften umstellt. Wieder werfen wir uns ermattet nieder, nur wenige breiten ihre Decken aus, fast niemand ißt. Unser Wunsch: einmal sich ausstrecken und schlafen! Doch wir sind, obwohl die Sonne schon warm scheint, zu müde zum Schlafen. So beginnen wir zu essen, seit gestern Abend wieder einige Bissen, denn es heißt sparsam sein, der Proviant muß ja für zwei Tage reichen – und dann?

Nach den ersten paar Bissen spürt man erst den Hunger; ein Teil der Kameraden isst die Hälfte, isst seine ganze 2-Tage-Ration auf. Einmal noch sattessen, wer weiß, was die nächsten Stunden bringen – so denken viele. Sie wollen auch keinen Ballast mehr tragen und unbehindert sein, um weglaufen zu können. Decken, Kleidungsstücke sind schon während des Marsches weggeworfen worden. Doch sie denken falsch, weil sie nur an die augenblickliche Situation denken.

Den Wunsch, die Sehnsucht nach Freiheit haben alle. Alle denken daran und schmieden Pläne; doch zwischen Plan und Durchführung ist ein weiter Weg.

Ernst und ich sitzen beisammen und haben die Landkarte vor uns liegen; wenn der Zug über Garmisch ins Ötztal geht, dann marschieren wir auf der Westseite des Starnberger Sees. Dort muß eine Gelegenheit ergriffen werden; weiters sind wir uns einig, daß wir nur nachts abhauen, womöglich nach Mitternacht, da auch die Posten dann müder sind. Wir wollen nichts überstürzen, die richtige Gelegenheit abwarten; das wichtigste dabei: Vorsicht!

Nach eineinhalb Stunden setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Die Rast und das Essen haben uns etwas erfrischt, doch die Müdigkeit und der Schlaf sind nicht gewichen, und der Rucksack drückt nach wenigen Minuten wie zuvor.

Wir sind kaum eine halbe Stunde marschiert, als der Zug wieder stockt; wir stehen bei einem dichten Nadelwald, der sich flach neben der Straße dahinzieht. Wie durch Zufall haben die Wachposten auf der rechten Seite eine große Lücke gelassen. Die Gelegenheit scheint verlockend – und doch lassen wir sie fahren. Beim Weitermarsch sehen wir dann, daß knapp 100 Meter weiter

ein getarnter Materialplatz der SS liegt!

Um 11 Uhr 30 werden wir in einen hochstämmigen, steilen Buchenwald geführt, um während des Tages zu lagern. Wir sind ca. sechs Kilometer von Starnberg entfernt.

Sämtliche Dachauer Marschblocks, ein Teil der Allacher und andere Kommandos liegen hier beisammen, etwa 10.000 Leidensgenossen. Hier soll bis zum Einbruch der Dunkelheit gewartet werden. Wir haben also acht Stunden Zeit. Zu beiden Seiten und oben am Berg sind wieder die Posten aufgezogen worden; unten fließt breit die Wurm – eine schöne Gegend.

Wir waschen uns gründlich und legen uns dann schlafen. Es ist 3 Uhr, da sind wir vier – zu uns hat sich Karl gesellt, auch ein österreichischer Genosse – schon wieder munter. Es ist die Müdigkeit und der Lärm um uns von Tausenden, die sich wie in einem Ameisenhaufen nach allen Richtungen bewegen; es ist die innere Unruhe, die uns nicht schlafen läßt.

Wir haben auch wieder etwas zu essen zu uns genommen und besprechen die Lage. Heute nacht also, bei passender Gelegenheit! Wer eine Situation erspät, teilt sie rasch den anderen mit. Wir wollen alle vier an einer Stelle abhauen. Das Sitzen und Plaudern mit den Kameraden führt, wie im Lager, zu Gerüchten. Dachau ist hinter uns von den Amerikanern besetzt worden, Garmisch ist eingenommen, unser Weg daher abgeschnitten, es geht wieder zurück, es geht nach Salzburg, die Führung des Transportes wartet auf Weisung, die ausländischen Sender rufen bereits die Wehrmacht und das Volk auf, auf den Elendsmarsch der Zehntausenden nach Tirol zu achten, die Häftlinge sollen ausharren, bald kommt die Befreiung. Viele, viele Parolen gibt es, aber wir wollen nicht darauf bauen.

In den Wirrwarr der Lagernden platzen plötzlich zwei Gewehrschüsse, dann kurze Stille – und dann die Rufe "Hundeführer nach vorne!"

Die Hetzjagd nach einem oder mehreren Kameraden, die sich befreien wollten, beginnt; wie sie ausgegangen ist, haben wir leider nie erfahren. Unser Wunsch ist, daß sie glücklich durchkommen. Wir wissen aber auch, daß wir besser aufpassen müssen, und werden es tun.

Um 19 Uhr beginnt der erste Block abzumarschieren; es geht also wieder weiter. Wir sind, durch unseren Lagerplatz bedingt, die letzten, die abmarschieren; es beginnt bereits zu dämmern. Zurück bleiben nur die Fußkranken und vollkommen Ermüdeten. Was geschieht mit ihnen? Wir haben berechnete Sorge.

Unsere Bewachung ist recht schwach geworden. Wir marschieren jetzt in der zweiten Hundertschaft – die Organisation klappt überhaupt nicht, was für uns von Vorteil ist – und haben fast keine Bewachung; erst weiter hinten gehen einige SS-Leute. Es ist schon ganz dunkel geworden, und der Regen eines Frühjahrsunwetters fällt herab, was viele noch verzagter macht. Die Situation wäre für eine Flucht günstig, wäre da nicht zu beiden Seiten steiler Hochwald.

Auch die Mitmarschierenden sind noch zu frisch und beobachten noch alles; aus Erfahrung wissen wir, daß es genug Kameraden gibt, die uns durch ein falsches Verhalten gefährden, ja schaden könnten.

Nach kaum einer Stunde fühlt man sich schon wieder so müde, als hätte man nie gerastet. Viele, viele fallen erschöpft am Straßenrand nieder, es sind heute nicht mehr einzelne, sondern ganze Gruppen. So schleichen wir weiter.

Wir vier konzentrieren unsere Gedanken nur mehr auf unsere Flucht, beobachten immer wieder die Stärke der Bewachung, ihre Einstellung und die örtlichen Verhältnisse. Wir wollen keine Gelegenheit verpassen.

Um 11 Uhr marschieren wir durch Starnberg. Trotz der späten Stunde stehen viele Ortsbewohner neben der Straße, dasselbe Bild, das wir in den Morgenstunden in vielen Ortschaften gesehen haben. Bei allen regenschutzbietenden Baulichkeiten liegen jetzt Gruppen von Erschöpften; es sind schon einige hundert, die in den ersten Nachtstunden liegengelassen sind. Die SS treibt sie weiter, gönnt ihnen keine Ruhe. Aus dem Kreis der Zivilisten erfahren wir, daß die Amerikaner ca. 20 Kilometer von hier, bei Augsburg, kämpfen. Ein Mann geht einige Schritte neben mir her und gibt mir ein Stück Brot.

Die schwache Bewachung wird etwas später vom Rapportführer bemerkt und abgestellt. Zu unserem Leidwesen gehen jetzt zu beiden Seiten auch einige Hundeführer.

Immer wieder hört man aus der Bevölkerung Entsetzen darüber, was sie hier erleben; viele möchten helfen und tun es auch, indem sie von der Gruppe der Erschöpften einen in Sicherheit bringen, es sind mutige Menschen, und die Geretteten sind glücklich. Denen, die zu wenig vorsichtig sind und erwischt werden, wird, obwohl sie oft eine gute Ausrede haben, mit dem Erschießen gedroht. Dennoch werden so einige gerettet.

Weiter geht der Zug, aber zu unserer Überraschung leider nicht auf der rechten, sondern auf der linken Seite des Starnberger Sees. Unser Weg führt also nicht nach Garmisch; stimmen die Gerüchte doch?

Jedenfalls ist der ursprüngliche Plan geändert worden, und das

wird nicht ohne Grund geschehen sein. Wir vier besprechen die neue Lage, unser Beschluß bleibt aufrecht: heute nacht!

So schleppen wir uns durch Perchau, Berg und Aufkirchen.

Ganz, ganz langsam geht es weiter; die Marschkolonnen sind wieder weit auseinander gezogen, von Hundertschaften kann keine Rede mehr sein, da aus jeder einige fehlen, andere sich dazugesellen.

Heute nacht hat es weniger Rast gegeben, die SS drängt uns alle weiter und weiter. Besonders hart und in vielen Fällen brutal werden die Kameraden bei den Wagen, die das SS-Gepäck befördern, behandelt. Hier darf es keine Ermüdung geben, und wenn einer nicht mehr kann, so wird dieses Schwein von einem Häftling mit den Gewehrkolben wieder frisch gemacht. Weiter! Weiter!

Auf der Flucht

Der Regen hat schon seit einiger Zeit aufgehört, aber der Himmel ist weiterhin bedeckt, sodaß der Mond – es ist fast Vollmond – nur mit einem fahlen Schein die Nacht erleuchtet. Hinter Aufgusen bemerken wir links neben uns einen Posten, rechts vorne und ca. 50 Meter weiter hinten noch einen. Wir nähern uns einem sich rechts dahinziehenden Wald; es ist ein Hochwald, aber sehr dicht und ganz dunkel. Wir tauschen ein paar Worte; wieder werden die Posten beobachtet und – wie durch Zufall – ist der Posten rechts hinter uns weg. Also jetzt! Ich löse mich von der Kolonne, meine drei Kameraden hinter mir nach; mit einigen raschen Schritten sind wir im Wald, und die Dunkelheit hat uns aufgenommen.

Rasch gehen wir tiefer in den Wald hinein, als wir plötzlich zu unserer Rechten Geräusche hören und einen Mann laufen sehen. Ist es ein Posten, der uns den Weg abschneiden will? Hat man uns doch beobachtet? Wir wenden uns nach links, unter Umständen bereit, den Anschluß an die Marschierenden zu suchen und unter ihnen unterzutauchen. Doch das ist nicht nötig; der Mann ist Toni, ein Kamerad von uns, der uns weglaufen gesehen hat und gefolgt ist.

Nun geht es weiter in den Wald hinein, vorsichtig, so wenig Lärm wie nur möglich machend, obwohl dies in der Dunkelheit und bei dem vielen trockenen Fallholz recht schwer ist. Nun sind wir schon so weit weg, daß wir uns, sollten wir aufgegriffen werden, nicht mehr zurückschleichen könnten. Jetzt beginnt der Kampf um unser Leben. Und wir sind gewillt, es zu verteidigen nach dem Kriegerrecht – du oder ich.

Wir sind jetzt ca. 300 Meter tief im Wald, nur noch schwach hört man von der Straße den Lärm der Marschierenden, das Schreien der Bewachung, das Bellen eines Spürhundes. Wir wollen nicht warten, bis die Marschierenden vorbei gezogen sind, sondern weitergehen und einen Platz suchen. Dabei stoßen wir auf einen schlafenden Häftling – er hört uns nicht, und wir wollen ihn nicht wecken – und gehen weiter. Später löse ich mich von unserer Gruppe – wir sind jetzt fünf Kameraden –, um die Gegend zu erkunden und ein passendes Versteck zu suchen; es soll ein Platz nahe am Waldrand sein, damit wir besser aufpassen können. Es ist 4 Uhr früh, wir haben also nur mehr eine Stunde Zeit, bis es hell wird; dann müssen wir schon ein gutes Versteck gefunden haben.

Ich schleiche mich am Waldrand einer kleinen Lichtung

entlang und entdecke plötzlich im Dunkel drei Menschen. Ich will an ihnen vorbei, da rufen sie mich an. Sofort erkenne ich, daß es Häftlinge sind. Ich gebe mich zu erkennen und sage ihnen, daß ich auf der Suche nach einem Versteck bin und ihnen Bescheid sagen werde. Es sind drei französische Juden.

Einige hundert Meter weiter finde ich einen ziemlich großen Nadeljungwald. Wenn wir nichts Besseres finden, werden wir uns hier verstecken. Die weitere Erkundigung ergibt, daß dieser Platz wirklich günstig ist. Erst ca. 200 Meter weg steht ein Haus, ein Weg läuft über die Wiese, einer durch den Jungwald, aber man erkennt, daß sie wenig begangen werden. Am Rückweg teile ich den französischen Schicksalskameraden meine Beobachtung mit und gebe ihnen Ratschläge; dann kehre ich zu meinen Genossen zurück. Wir beschließen sofort dorthin aufzubrechen, um bis es hell wird zu schlafen; einer hält Wache, wir müssen vorsichtig sein.

Morgens, es ist der 28. April, wird das Gebiet nochmals erkundet, dann geht es tiefer in den Jungwald hinein. Im dichtesten Teil bauen wir mit Vorsicht und Überlegung einen Lagerplatz, da wir ihn wohl einige Tage nicht verlassen können. So beginnt der erste Tag unserer "Freiheit". Wir haben ihn uns wohl anders vorgestellt, denn frei sind wir ja eigentlich nicht. Wir sind nur befreit von den Schikanen, die wir so viele Jahre mitgemacht haben, frei von den Fußtritten unserer Peiniger; aber noch ist die Gefahr ja nicht vorüber. Wir wissen es und werden alle Vorsicht walten lassen.

Nachdem wir unseren Platz zurechtgemacht und unserer Meinung nach gut getarnt haben, überprüfen wir unsere Lebensmittelbestände. Wir müssen recht sparsam sein, denn wir wissen

nicht, wie lange wir damit auskommen müssen; vielleicht auch acht Tage. Lieber rechnen wir mit mehr, als unangenehm überrascht zu werden.

In den Morgenstunden stößt einer der drei Franzosen zu uns, er hat seine beiden Kameraden verloren und kein Essen. Wir beschließen, ihn bei uns zu behalten. Werden wir uns durchbringen, wird es wohl auch für einen sechsten reichen. Es ist bewölkt, ziemlich frisch durch den Regen der Nacht, und wir frieren, obwohl wir sämtliche Kleidungsstücke anhaben und mit unseren Decken zugedeckt sind. Wir lauschen auf alle Geräusche in- und außerhalb des Waldes; nichts entgeht unseren Ohren und Augen. Im Wald knistert das von den Vögeln gebrochene dürre Holz, von draußen hört man gelegentlich Stimmen von Menschen; sie bleiben entfernt und wir ungestört.

Gegen Mittag dringen zwei Menschen in den Wald ein, dürre Zweige brechend und sammelnd. Wir bleiben, obwohl sie recht nahe kommen, unbeachtet, aber wir sind beunruhigt. Es hat den Anschein, als wollten sie Feuer machen, vermutlich auch Entlaufene, und wir hatten mit unserer Vermutung recht. Die Gefahr, daß durch den aufsteigenden Rauch Einheimische oder gar die Polizei aufmerksam werden, gebietet uns zu handeln. Ernst und Mentl schleichen sich hinaus, die zwei laufen davon, das Feuer wird gelöscht.

Kurze Zeit später werden wir wieder aufgeschreckt, es ist ein russischer Leidensgenosse; er läßt sich wenige Meter von unserem Lager nieder. Es beginnt wieder zu regnen. Wir sitzen, eng zusammengekauert unter einer Zeltplane, vor Kälte zitternd; Hunger, aber auch Durst machen sich bemerkbar. Wir haben keinen Tropfen Wasser. In unregelmäßigen Abständen zu

hörender Geschützlärm läßt uns hoffen und macht uns zuversichtlich, wenn er auch noch recht entfernt klingt. Es ist die Front! Morgen wird sie näher sein und immer näher kommen, es ist der Lärm, der uns volle Freiheit verkündet. Für viele ist er todbringender Schrecken, für uns hoffnungsvolle Musik – wie grotesk! Werden wir durchhalten? Wir müssen! Gegen Abend geht Mentl auf Erkundigung, vor allem wegen Wasser. Es gibt hier keinen Bach oder auch nur eine Wasserrinne. 50 Meter von der kleinen Ansiedlung, es ist Schichheim, liegt ein kleiner See, die einzige Möglichkeit.

Wir beschließen, morgen abend in der Dämmerung hinzugehen. Dann wird die Nachtwache eingeteilt, und wir versuchen zu schlafen; seit ca. 60 Stunden haben wir höchstens vier Stunden geschlafen, das macht sich bemerkbar. Unser Schlaf ist trotz Kälte tief, ja selbst die zwei, die bis 11 Uhr wachen sollten, werden vom Schlaf überwältigt und erst um 1 Uhr munter. Aber es geht alles gut. In der Stille der Nacht wirkt der Geschützlärm viel näher – oder ist er wirklich näher gekommen? Westlich, aber auch südwestlich sind Einschläge vernehmbar. Wenn es nur rasch geht.

Als wir am 29. April geschüttelt vor Kälte erwachen, sind unsere Decken naß; die Zeltplane reicht gerade aus, um unsere Köpfe vor dem Regen zu schützen, die Knie schmerzen fürchterlich, die Füße sind gefühllos. Wir reiben uns ein bißchen warm, denn Bewegung können wir leider nicht viel machen. Unser Magen wird mit einem Stück Brot und etwas Käse beruhigt, und dann lauschen wir wieder den Geräuschen des Waldes – und natürlich dem Lärm, der von der Front zu uns dringt.

Gegen Mittag hat es zu regnen aufgehört, manchmal bricht die

Sonne durch, und feuchte Dunstwolken steigen aus dem Wald auf. Wir beginnen einen Erdofen zu bauen, wir wollen, wenn wir Wasser haben, etwas kochen, das würde uns allen sehr gut tun.

Gewehrschüsse, die in der Umgebung knallen, lassen uns immer wieder auffahren. Wir stellen aber bald fest, daß es harmlose Männer sind, die sich mit Wildern die Zeit vertreiben. Amerikanische Flugzeuge brausen knapp über die Baumwipfel dahin, sie beunruhigen uns nicht. Nachmittags wird der Kriegslärm im Nordosten stärker, und von Südwesten hat er sich merklich nach Süden verschoben.

Nach 20 Uhr gehen Mentl und ich um Wasser; es ist leider kein See, sondern ein Tümpel, aber wir haben keine Wahl, wir brauchen unter allen Umständen Wasser. Wir werden es ja kochen, und dann kann es uns auch nicht schaden. Es ist stockfinstere Nacht, als wir mit den vollen Schüsseln zurückkommen; nur schwer finden wir unseren Lagerplatz.

Wir versuchen, mit Decken abgeschirmt, unseren Ofen anzuhetzen, aber das Holz ist viel zu feucht; nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen verschieben wir es auf morgen. So beginnt wieder eine Nacht, die vierte, die wir nun im Freien verbringen. Wir legen uns steif und zitternd nieder und decken uns mit den feuchten Decken zu. Trotzdem gelingt es uns zu schlafen, was wohl nicht zuletzt auf unsere bereits stark fühlbare Körperschwäche zurückzuführen ist. Der Geschützlärm ist nun schon sehr nahe zu hören, westlich scheint die Front schon das Seeufer erreicht zu haben, und auch im Süden und Norden haben wir das Gefühl, daß sie ein großes Stück näher gekommen ist. Jede Explosion bringt uns ein Stück Hoffnung, und mit dieser schlafen wir – wieder Wache haltend – ein.

Um Mitternacht beginnt es wieder zu regnen, die Temperatur sinkt sehr tief, es ist fürchterlich kalt, und wir erwarten schon sehnsüchtig den erwachenden Tag. Wir haben ja in den Jahren gelernt zu warten, und so sind wir, trotz der mißlichen Verhältnisse, nicht unglücklich. Ja, als am ganz frühen Morgen in das Gezwitscher der Waldsänger rasch aufeinander MG-Schüsse knattern, da sind wir alle vollkommen munter und schauen uns beglückt an. Wenn es auch noch über dem See ist, so haben wir doch berechtigte Hoffnung für die allernächsten Tage.

Dieses Hochgefühl wird noch verstärkt, als wir nach einigen Mühen mit dem feuchten Holz Feuer zustande gebracht und uns eine warme Suppe gekocht haben. Der Tag begann gut. Er sollte noch besser, als wir es uns erträumt hatten, enden.

Gerettet

Der Vormittag verläuft ziemlich ruhig. Es ist gegen 11 Uhr, als wir im Wald Geräusche von Schritten hören; wir lauschen gespannt, und bald sehen wir einen Zivilisten, der sich unserem Lagerplatz nähert. Wir sind auf alles vorbereitet und halten unsere Feitel in den Händen. Nun hat er uns gesehen und kommt auf uns zu, in der rechten Hand eine schußbereite Pistole. Unser erster Eindruck: ein SD-Mann. Als er ganz nahe bei uns ist, steckt er die Pistole in die Tasche; mit den Worten "Ruski, karascho, baschli" will er weiter. Als er aber merkt, daß wir deutsch sprechen, bleibt er, und es entwickelt sich ein Gespräch, aus dem wir erfahren, daß er desertierter Wehrmann ist, hier in der Nähe wohnt und im Begriff war zu wildern.

Er erzählt uns, daß die Amerikaner tatsächlich das Westufer

erreicht hätten und die ersten Panzer bereits in Starnberg eingetroffen sind. Wir erzählen ihm von unserem Schicksal und bitten, wenn möglich, um Hilfe; vor allem Wasser und Nachrichten, wie die Dinge liegen. Wir fragen ihn auch, ob es eine Möglichkeit für eine Unterkunft gibt, gleichgültig wo, nur ein Dach über dem Kopf. Während unseres Gesprächs hat ein Schneetreiben begonnen, und es ist fürchterlich kalt geworden. Er verspricht uns, zu tun, was ihm möglich ist, und in einigen Stunden wiederzukommen. Als Signal machen wir uns den Anfang eines Liedes – gepfiffen – aus. Als er weg ist, besprechen wir die Lage und kommen überein, die wichtigsten Sachen zu packen, das Lager zu verlassen und Posten aufzustellen – es könnte ja auch eine Falle sein.

Es ist noch keine Stunde vergangen, wir liegen alle verstreut auf unseren Posten, als der ausgemachte Pfiff ertönt. Da wir sehen, daß er allein ist, antworten wir und gehen zu unserem Lager zurück.

In einem Rucksack bringt er uns Wasser, etwas Schnaps, Brot, Käse und zum Kochen einen Spirituskocher. Wir sind überglücklich, unser Mißtrauen ist verflogen, und wir danken ihm aus vollem Herzen. Es ist ein wohltuendes Gefühl, zu wissen, daß es noch gute Menschen gibt, sich umsorgt zu fühlen.

Wir essen und erzählen ihm von unseren Erlebnissen. Er verspricht, gegen Abend mit Kartoffeln und heißem Tee zu kommen und uns die neuesten Nachrichten zu bringen. Wir fühlen uns wie neugeboren, die Kälte ist nicht mehr spürbar, obwohl es in Abständen immer wieder schneit. Wir sind glücklich, obwohl kaum etwas von der Front zu hören ist; wir wissen, daß wir mit etwas Hilfe auch noch einige Zeit durchhalten würden.

Um 4 Uhr ist "Hermann unser Rabe" schon wieder bei uns mit den versprochenen Sachen. Wir essen, nicht ohne dabei – wie schon beim vorigen Mal – auch an unseren russischen Nachbarn zu denken.

Wir hätten nicht des heißen Tees und der Kartoffel bedurft, die uns durchwärmten und sättigten, was nach unserer viertätigen Hungerration allein den Himmel auf Erden bedeutete; das wichtigste ist, daß die Amerikaner bereits in Berg, sechs Kilometer von hier, einmarschiert sind, daß sie auch vom Süden her den See umgangen haben und in Richtung Wohlfahrtshausen vorstießen. Unsere Befreiung steht also unmittelbar bevor. Vor der letzten Nacht – es muß die letzte sein! – haben wir keine Sorge mehr.

Kälte, Nässe, alles werden wir ertragen, ohne Mißmut; morgen winkt uns die Freiheit! Morgen – morgen ist der 1. Mai; und wir glauben fest daran, daß dieser große Feiertag für uns, durch unsere persönliche Freiheit, noch an Bedeutung gewinnen wird. Es war 17 Uhr, als unser Freund wegging; morgen früh wird er uns heißen Kaffee bringen; wir fühlen nicht den eiskalten Wind und das Schneetreiben, nicht unsere Schmerzen in den durch die Kälte steif gewordenen Gliedern, nicht die durch die letzten Tage bedingte Müdigkeit.

Mit dem Sprechen vergeht die Zeit schnell; plötzlich vernehmen wir ein rasches, ungestümes Eindringen eines Menschen in das Jungholz. Doch unser Schreck ist gleich verflogen, als wir unseren Freund erkennen, der uns schon von weitem zuruft: "Macht euch fertig, es ist aus!"

Die amerikanischen Tanks sind in Aufhausen eingefahren, überall weiße Fahnen, wir sind frei!

Frei! Wir hatten damit erst für morgen gerechnet, waren darauf vorbereitet – und nun kommt diese glückliche Stunde schon heute; wir sind vor Freude so ergriffen, daß wir weinen.

Wir fallen dem Mann um den Hals; frei sind wir! Keiner unserer Peiniger würde uns mehr etwas anhaben können. Frei sind wir und würden in Kürze nach Hause fahren können, zu unseren Angehörigen, die so viele Jahre in Sorge waren und um uns gebangt haben.

Frei sind wir für unsere Idee, für die wir all dieses Leid ertragen haben, für sie weiterzuleben, bis das Ziel, die Befreiung vom kapitalistischen faschistischen Joch, erreicht ist, und wir eine Welt, unsere sozialistische Welt, aufbauen werden.

Wir sind frei. Und morgen feiern wir den 1. Mai.

Langsame Heimkehr

Am 1. Mai 1945, nachdem wir bei einem Bauern – zum ersten Mal nach fünf Tagen – unter einem Dach genächtigt hatten, gingen wir nach Starnberg. Auf der Straße kamen uns viele amerikanische Fahrzeuge entgegen, aus denen uns Schokolade, Keks und Zigaretten zugeworfen wurden.

In Starnberg meldeten wir uns, wurden gepflegt und in einem großen Saal mit ca. 30 Betten einquartiert; am nächsten Tag erhielten wir Zivilkleider, etwas Geld und Lebensmittelmarken. Der Zufall wollte es, daß die amerikanische Offiziersküche Helfer suchte; meine geringen Englischkenntnisse genügte, und wir wurden eingestellt. Es ging alles gut, nur das fette Essen machte uns in den ersten Tagen Beschwerden.

Zwei Wochen später wurden wir mit anderen KZlern nach

Feldafing, in eine ehemalige Kaserne am Starnberger See, verlegt. Wir hatten schöne Zimmer, gutes Essen, erhielten wöchentlich zwei Care-Pakete (u.a. Zigaretten) und warteten. Wieder wurden Helfer gesucht – Deutschsprechende mit Englischkenntnissen –, diesmal für den Warentransport. So fuhren wir öfters mit den Amerikanern nach München und Umgebung. Bei diesen Fahrten erfuhren wir gelegentlich auch einiges über die Lage in Wien. Wir hatten sehr viel Zeit, lagen in der warmen Sonne, pafften amerikanische Zigaretten und "warteten" auf den Heimtransport.

Mitte Juni hieß es dann "zur Repatriierung zurück nach Dachau".

In einem von den Amerikanern errichteten großen Barackenlager, es lag außerhalb des ehemaligen Lagers, wurden wir untergebracht. Noch am selben Tag trafen wir dort unseren Freund Leo, der uns beim Abmarsch aus Dachau so umsorgt hatte.

Wir meldeten uns zur Lagerfeuerwehr und waren dadurch in unserer Bewegungsfreiheit weniger eingeschränkt als alle anderen; wir konnten das Lager verlassen (Passierschein) und uns etwas "organisieren", obwohl wir genug zu essen hatten. Was uns fehlte, waren Nachrichten aus und über Wien. So vergingen weitere Tage und Wochen – bis zum 10. Juli. An diesem Tag wurde bekanntgegeben, daß Österreicher, die in die englisch besetzte Steiermark repatriiert werden wollen, sich melden sollen. Wir taten dies.

Am 12. Juli abends wurden wir mit anderen in offenen Militärlastwagen nach Judenburg-West gebracht. Ernst, Leo und ich fanden im Krankenhaus Quartier und Verpflegung. Mentl wollte gleich nach Graz.

Am 14. Juli gingen wir drei zur Brücke, die nach Judenburg-Ost führt; dies war die Grenze zwischen englisch und russisch besetztem Gebiet. Trotz der Russischkenntnisse von Leo und unserer Ausweise als KZler wurde uns der Übertritt verwehrt. Nachmittags ging Leo allein zur Brücke, verlangte den Kommandanten und wurde von einem russischen Soldaten hinübergeführt. Daher entschlossen wir zwei uns, die Grenze illegal zu überschreiten. Wir hatten erkundet, daß während der Wachablöse auf russischer Seite das Murufer unbesetzt bleibt. Diese Gelegenheit nützten wir. Unseren Kleider und das Allernotwendigste am Kopf tragend, wateten wir durch die Mur, zogen uns im Wald an und gingen zur Ortsbehörde Judenburg-Ost.

Nach längeren Telefongesprächen teilte man uns mit, daß Leo in der Kommandatur in Knittelfeld festgehalten wurde, aber noch heute nach Judenburg gebracht werde. Am späten Abend kam er auch an.

Am 16. Juli erhielten wir "Bestätigungen" in russisch und deutsch, daß wir in Judenburg-Ost ansässig sind. Mit diesem "Dokument" fuhren wir, nach Unterbrechung in Mürzzuschlag, nach Wien und kamen am Mittwoch, dem 18. Juli, am zeitlichen Nachmittag an.

Tief geschockt von den starken Bombenschäden am Südbahnhof, war ich in großer Sorge um das Wohnhaus meiner Eltern. Mein vorsichtiger Blick in die Weyringergasse beruhigte mich. Dennoch läutete ich mit Bangen an und war glücklich, alle meine Lieben wohlauf anzutreffen und meine Mutter an ihrem 64. Geburtstag in die Arme schließen zu können.

ZEITTADEL KZ DACHAU

1933 Am 22. März wird auf dem Gelände einer ehemaligen Pulver- und Munitionsfabrik bei Dachau das erste "Konzentrationslager" eingerichtet. Am 14. April übernimmt die SS die Bewachung der Gefangenen. Am selben Tag kommt es im KZ Dachau zu den ersten Morden.

SS-Oberführer Theodor Eicke, der im Mai das Lagerkommando übernommen hat, erläßt am 1. Oktober die "Disziplinar- und Strafordnung für das Gefangenenlager" – der willkürliche Terror wird systematisiert, in Dachau wird das Modell für alle späteren Konzentrationslager entwickelt.

Zunächst ausschließlich für politische Schutzhäftlinge (Kommunisten, Sozialdemokraten, Monarchisten) konzipiert, werden im KZ Dachau später auch Geistliche, Kriminelle, "Asoziale" und aus rassistischen Gründen Verfolgte interniert. Nach der "Kristallnacht" im November 1938 werden über 10.000 Juden nach Dachau deportiert; nach Kriegsbeginn kommen aus allen mit Deutschland kriegführenden Ländern Gefangene ins KZ.

1937 Das Lager – es besteht zum Großteil noch aus Gebäuden der Pulver- und Munitionsfabrik – wird abgerissen und neu errichtet. Die Bauarbeiten werden unter extremen Bedingungen von Häftlingen ausgeführt und dauern über ein Jahr. Auf einer rechteckigen, 150.000 Quadratmeter großen Fläche werden 30 Baracken, ein Lagergefängnis (der sogenannte "Bunker"), ein Wirtschaftsgebäude (mit Küche und Werkstätten) sowie der Appellplatz errichtet. Das Areal ist durch elektrisch geladenen

Stacheldraht, Gräben, Mauern und sieben Wachtürme gesichert.

Rund um das Konzentrationslager entstehen eine Reihe von Wirtschaftsbetrieben, in denen die Häftlinge Zwangsarbeiten verrichten. Neben Schlosserei, Schneiderei, Tischlerei und Schuhmacherwerkstatt gibt es in Dachau unter anderem auch eine Porzellan-Manufaktur und einen Gärtnereibetrieb, in welchem Gewürze angebaut werden.

Aus dem an das KZ angrenzenden SS-Übungslager entwickelt sich im Lauf der Jahre ein riesiges Ausbildungszentrum mit Schulgebäuden, Kasernen, Waffendepots und einem SS-Gefängnis.

1938 Nach dem "Anschluß" Österreichs an das Dritte Reich trifft am 2. April 1938 der erste große Transport mit 150 österreichischen Häftlingen in Dachau ein; darunter die späteren Bundeskanzler Leopold Figl und Alfons Gorbach, die Sozialdemokraten Robert Danneberg und Franz Olah sowie der Präsident der Kultusgemeinde, Desider Friedmann. Bis Ende Juni 1938 erhöht sich die Zahl der im KZ Dachau internierten Österreicher auf 1.962.

1943 Nach dem Fall von Stalingrad und der Ausrufung des "Totalen Krieges" werden KZ-Häftlinge verstärkt in der Rüstungsindustrie eingesetzt. In Dachau werden die Betriebe auf Produktion und Reparatur von Kriegsgerät umgerüstet, außerdem werden einzelne Häftlingskommandos bei "Wehrwirtschaftsbetrieben" außerhalb des Lagers eingesetzt. Als die Rüstungsbetriebe – infolge zunehmender Bombenangriffe auf Industriezentren – in entlegene Gebiete verlegt werden, entstehen in

unmittelbarer Nachbarschaft dieser Fabriken – über den gesamten süddeutschen Raum und Westösterreich verteilt – zahlreiche Außenlager des KZ Dachau.

1945 Ende April – die Niederlage der Nationalsozialisten steht bevor – wird im Lager ein Befehl bekannt, wonach kein Häftling in die Hände der Amerikaner fallen dürfe; das KZ sollte in die Ötztaler Alpen verlegt werden. Tatsächlich verläßt am Abend des 26. April ein erster Evakuierungsmarsch mit 7.000 bis 10.000 Häftlingen das Lager. Zu weiteren Märschen kommt es – infolge von Bombenangriffen und der näherrückenden Front – nicht mehr. Am 29. April nehmen US-Einheiten die Stadt Dachau ein und befreien das KZ. Weil in den letzten Tagen und Wochen Tausende Häftlinge aus den Außenlagern zurückgebracht wurden, befinden sich zum Zeitpunkt der Befreiung 32.335 Häftlinge im Hauptlager; für mehr als 3.000 von ihnen kommt jede Hilfe zu spät – sie überleben nur wenige Tage in Freiheit.

In den zwölf Jahren seines Bestehens waren mindestens 206.206 Häftlinge aus 27 Nationen im Konzentrationslager Dachau interniert; 31.951 Todesfälle sind standesamtlich beurkundet, darunter 1.217 Österreicher. Sie wurden von den Wachmannschaften ermordet, erlagen sogenannten "medizinischen Versuchen" oder starben infolge von Krankheiten, Seuchen oder vollkommener Entkräftung. Des weiteren wurden 3.166 kranke und nicht mehr arbeitsfähige Dachau-Häftlinge 1942 nach Schloß Hartheim bei Linz deportiert und in der Gaskammer ermordet.

Wieviele Menschen von der Gestapo im KZ Dachau

hingerichtet wurden, ist ebenso unklar wie die Zahl der russischen Kriegsgefangenen, die 1941/42 auf dem KZ-Gelände erschossen wurden. Unbekannt ist auch, wieviele Opfer noch im März und April 1945 die "Todesmärsche" aus Dachau gefordert haben.

Im November und Dezember 1945 wird den Haupttätern von Dachau – am Ort des Verbrechens – der Prozeß gemacht.

DER AUTOR

Rudolf Häuser wird am 19. März 1909 – als zweites Kind einer Arbeiterfamilie – in Wien geboren. Er besucht die Realschule und das Technische Gewerbemuseum (TGM), wo er 1932 als Maschinenbauingenieur abschließt.

Schon von Jugend an ist Rudolf Häuser politisch aktiv. Noch als Schüler tritt er in die freie Gewerkschaftsbewegung ein und wird Mitglied der SPÖ. Bis 1934 ist Häuser als Funktionär im Bund der Industriearbeiter, bis 1938 für die (illegale) Freie Angestelltengewerkschaft tätig. 1941 wird er von der Gestapo verhaftet, ins KZ Dachau eingeliefert und dort bis Ende April 1945 festgehalten.

Nach Kriegsende nimmt Häuser seine Arbeit als technischer Leiter in einem Wiener Molkereibetrieb wieder auf und ist am Aufbau gewerkschaftlicher und politischer Organisationen maßgeblich beteiligt.

Von 1962 bis 1974 ist Ing. Rudolf Häuser Vorsitzender der Gewerkschaft der Privatangestellten, von 1963 bis 1975 Vizepräsident des ÖGB. Seit 1962 Abgeordneter zum Nationalrat, wird Häuser 1970 in die Bundesregierung berufen, der er bis 1976 als Vizekanzler und Sozialminister angehört.

Rudolf Häuser lebt in Wien.

